

- Brown, Benjamin & Samuel J. Spiegel (2019): „Coal, Climate Justice, and the Cultural Politics of Energy Transition“. In: *Global Environmental Politics*, Bd. 19, Nr. 2, S. 149-168 ([https://doi.org/10.1162/glep\\_a\\_00501](https://doi.org/10.1162/glep_a_00501)).
- Mbembe, Achille (2001): *On the Postcolony*. Berkeley, US-CA.
- Satgar, Vishwas (Hg.) (2018): *The Climate Crisis: South African and Global Democratic Eco-Socialist Alternatives*. Johannesburg, RSA (<https://doi.org/10.18772/22018020541>).
- Satgar, Vishwas (2018a): „The Climate Crisis and Systemic Alternatives“. In: Satgar 2018, S. 1-28 (<https://doi.org/10.18772/22018020541.6>).
- Williams, Michelle (2018): „Energy, Labour and Democracy in South Africa“. In: Satgar 2018, S. 231-251 (<https://doi.org/10.18772/22018020541.16>).

Jelke Boesten & Helen Scanlon (Hg.): *Gender, Transitional Justice and Memorial Arts. Global Perspectives on Commemoration and Mobilization*. London & New York, US-NY: Routledge 2021, 290 Seiten (<https://doi.org/10.4324/9781003174462>)

Die Erinnerungspolitik hat die Kunst entdeckt. So gibt es seit einigen Jahren einen Boom an Filmen, Belletristik und Gemälden, die Nachkriegsgesellschaften zur Aufarbeitung von Gewalt inspirieren sollen. Auch Kunstobjekte an Erinnerungsorten zählen dazu. Allerdings befassen sich die meisten Werke nicht mit Gender-Aspekten, auch die Forschung zur Übergangsgerechtigkeit ignoriert diese weitgehend. Genau da setzt der vorliegende Sammelband an, denn er kritisiert solche Auslassungen und widmet sich der Frage, wie Kunst nach Kriegen und gewaltsamen Konflikten zur Geschlechtergerechtigkeit beitragen kann. Die Autorinnen des Buches – Wissenschaftlerinnen aus verschiedenen Disziplinen und (Postkonflikt-)Ländern – berücksichtigen neben Geschlechterhierarchien auch andere Ungleichheiten, etwa auf der Basis von Ethnizität und Rassismus.

An Beispielen aus mehreren Kontinenten – von Peru und Brasilien über Südafrika, Namibia und Simbabwe bis Korea – analysieren sie die künstlerische Auseinandersetzung mit politisch motivierter Gewalt in ganz unterschiedlichen Kontexten; das Spektrum umfasst Wahlen, Apartheid und Genozide. Der Stellenwert symbolischer Reparationen wird ebenfalls aus Gender-Sicht kritisch hinterfragt. Eine weitere Analyseebene ist der Aktionismus gegen geschlechtsspezifische Gewalt, die als interdependent verwoben mit politisch motivierten Gewaltverbrechen und deren Kontinuität gesehen wird. Daran schließen sich Überlegungen an, wie diese Gewalt in Postkonfliktsituationen überwunden werden kann. Hier finden feministische Forderungen nach einem Ende der Gewalt und dem Abbau von Geschlechterhierarchien sowie Kritik an nachkolonialen Ungleichheiten Beachtung. Die Forschung über Erinnerungsformen benötige demnach mehrdimensionale Erweiterungen der Perspektiven, denn der vorherrschende männliche Deutungsanspruch greife zu kurz. Weltweit – so die Herausgeber\*innen – manifestierten staatliche Monumente diese Hierarchien und übertünchten sie mit nationalistischer Symbolik, zumal zahllose Denkmäler männliche Helden im Kampf oder Tod martialisch überhöht darstellten. An empirischen Fallbeispielen, von denen im Folgenden einige genauer erläutert

werden, weisen die Wissenschaftlerinnen nach: Vielerorts sind subversive Erinnerungspraktiken notwendig, um fortbestehende Machtverhältnisse anzuprangern.

Die Lateinamerika-Historikerin *Jelke Boesten* veranschaulicht am Beispiel von Peru, wie Frauen, die als Mütter von Verschwundenen und Gefangenen öffentlich auftraten, keineswegs verbreitete Vorstellungen von weiblicher Sorge und Trauer bestätigen, sondern Konzepte von politischer Macht und Autorität hinterfragen. Sie leisteten Widerstand gegen die Staatsgewalt, indem sie die Verbrechen gegen die Menschlichkeit seit den 1980er Jahren anprangerten und Gerechtigkeit verlangten. Boesten erörtert, in welcher Weise Museen in Peru zu veränderten Geschlechterverhältnissen beitragen können. Dafür sei es notwendig, dass zivilgesellschaftliche Aktivist\*innen selbst darüber bestimmen, wie an ihre Rolle im gewaltsamen Konflikt erinnert wird, etwa als subversiv Handelnde. Solche Selbstwahrnehmungen unterliefen – so die Autorin – die schematische Gegenüberstellung von Opfern und Tätern. Vielschichtige Selbstbilder von Frauen im musealen Raum böten einen Ansatzpunkt für gesellschaftliche Reflexionen über Geschlechterungleichheiten und eine gerechtere Zukunft.

Am Beispiel der vom Militär verübten mörderischen Gewalt thematisiert die Autorin auch unterschiedliche Bewertungen und konkurrierende Vergangenheitsinterpretationen. Insbesondere konservative und politisch einflussreiche Kreise sähen vor allem oder ausschließlich den *Sendero Luminoso* als Terrororganisation, gegen die das Militär vorgegangen sei. Dementsprechend bagatellisierten sie die von Soldaten verübten Kriegsverbrechen. Diese Einschätzung negiere die systematische Ausübung sexualisierter Gewalt durch das Militär. Boesten verweist auf die Gewaltkontinuitäten und die Straflosigkeit der Täter, gegen die peruanische Aktivist\*innen bis heute kämpfen.

Die Kulturwissenschaftlerin *Alexandra Hibbett* widmet sich Theaterstücken, die Aspekte der peruanischen Wahrheits- und Versöhnungskommission aufgreifen, in dem Land aber nur marginal beachtet und in der größeren Öffentlichkeit kaum diskutiert wurden. Konkret geht es um die systematisch verübte und politisch motivierte geschlechtsspezifische Gewalt. Das transformative Potenzial von Theater in der Übergangsjustiz ergründet die Autorin anhand der drei Stücke *La cautiva*, *Manta y Vilca* und *Desde nuestra memoria*; diese bewertet sie als kulturelle Veränderungsansätze, die neben rechtlichen und politischen Maßnahmen sowie Reparationen wichtig seien. Dabei differenziert sie zwischen der starren politisch-ökonomischen Struktur, die Gerechtigkeitsforderungen blockiert, und der eher dynamischen sozialen Basis. Schließlich hätten sich Menschenrechtsorganisationen, Opfergruppen und Künstler\*innen dafür eingesetzt, dass an die sexualisierte Gewalt öffentlich erinnert wird. Das sei wichtig, zumal diese Gewalt in Peru strukturell verbreitet sei. Die Stücke arbeiteten mit unterschiedlichen Mitteln des Theaters und brachten auch Militärs als Vergewaltiger auf die Bühne. Angesichts der damit verbundenen Kritik an Kommandeuren und dem Staat boten die Aufführungen viel Anlass zu öffentlichen Diskussionen, aber auch zu Vorwürfen gegen die Künstler\*innen.

Im Einzelnen setzt sich die Autorin mit den männlichen Figuren in *La cautiva* auseinander, beispielsweise mit einem Mitläufer und dessen Moral. Sie reflektiert

darüber, inwieweit moralisch motiviertes Verhalten einzelner Männer, die in ihrem Handeln gängige Maskulinitätsmuster nutzen, strukturelle und politisierte sexualisierte Gewalt brechen kann. In diesem Zusammenhang kritisiert sie die Festbeschreibung von Geschlechterrollen im Zusammenspiel der Protagonist\*innen. Demgegenüber standen in *Manta y Vilca*, das ein feministisches Theaterfrauenkollektiv in Zusammenarbeit mit Frauenrechtsaktivist\*innen erarbeitete, zwei Frauen auf der Bühne. Hier ging es um Gerechtigkeit für die Überlebenden politisch motivierter, sexualisierter Gewalt. Das Stück bezog sich auf einen Strafprozess gegen Vergewaltigter aus der Armee. In der Aufführung wurde das Publikum mit den Qualen der Vergewaltigten konfrontiert, allein durch das Agieren der Schauspielerinnen zwischen den Zuschauer\*innen blieben diese nicht passive Beobachter\*innen. Obwohl die Schauspielerinnen nur einen kleinen Teil der erlittenen Gewalt darstellen konnten und die Gewaltkontexte mit dem Fokus auf die Opfer bzw. Überlebenden kaum tangiert wurden, bot das aktivistische Theaterprojekt durch deren Repräsentation dennoch Anlass für Diskussionen und Reflexionen der Zuschauer\*innen. Zudem erreichte es weitere Kulturgruppen und forderte sie auf, sich ebenfalls mit geschlechtsspezifischer Gewalt auseinanderzusetzen.

*Desde nuestra memoria* thematisierte auch das Überleben von Gewalt, in diesem Fall von politischen Gefangenen. Im Mittelpunkt standen Frauen, die von irregulären Militärgerichten unrechtmäßig verurteilt, von staatlichen Sicherheitskräften misshandelt oder Opfer von Guerilleros geworden waren. Im Anschluss an die Aufführungen, die absichtlich den Charakter eines basisorientierten Amateurtheaters bewahrten, gab es Diskussionen mit dem Publikum. Dabei wurde nicht nur über das Stück, sondern auch über den kontinuierlichen Kampf um die Würde der früheren weiblichen Gefangenen gesprochen. Die Zuschauer\*innen erhielten die Möglichkeit, sich mit ihnen zu solidarisieren. Dennoch kritisiert die Autorin, auch dieses Stück habe die strukturellen Gründe für die Vergewaltigungen nicht herausgearbeitet. Immerhin sei aber die Komplexität von Geschlechtergerechtigkeit auf die Bühne gebracht worden, daran hätten Gewaltüberlebende als Protagonist\*innen aus einer Subjektposition heraus aktiv mitgewirkt, was sie persönlich gestärkt habe.

Theaterarbeit bildet auch den Untersuchungsmittelpunkt der vor allem auf Gender- und Migrationsforschung spezialisierten Geographin und Theateraktivistin *Cathy MacIlwaine*. Sie erläutert, wie sie gemeinsam mit Theatermacher\*innen und Migrant\*innen aus Brasilien in London das Stück *Efêmera* über Gewaltkontinuitäten erarbeitet hat. Es nahm Kindesmissbrauch in Brasilien ebenso wie häusliche Gewalt durch brasilianische Ehepartner und sexuelle Belästigung durch britische Arbeitgeber in den Blick. Die Autorin gibt zu bedenken, viele Migrant\*innen aus Brasilien hätten in Großbritannien einen unsicheren Aufenthaltsstatus und erduldeten deshalb Übergriffe durch ebenfalls migrierte Partner und Arbeitgeber, ohne sie polizeilich zu melden.

Da etliche als Haushaltshilfen oder als Reinigungskräfte arbeiteten, seien sie zudem durch prekäre Arbeitsbedingungen eingeschränkt. Zu den strukturellen Problemen zählen laut MacIlwaine auch sexistische und rassistische Stereotype gegenüber Brasilianer\*innen in der britischen Gesellschaft. Genau da habe das Theaterstück

angesetzt, denn es sei auf Bewusstseinsarbeit ausgerichtet gewesen. Künstlerische Ausdruckformen könnten demnach Raum für das Erinnern an geschlechtsspezifische Gewalt schaffen. Das sei vor allem für Migrant\*innen mit begrenzten politischen Partizipationsmöglichkeiten wichtig. So habe *Efêmera* im Sinne aktionistischer Theaterarbeit zu einer Kampagne von Migrant\*innen-Organisationen gegen strukturelle Missstände beigetragen; für diese Kampagne hätten sich Brasilianer\*innen in London mit eingewanderten Frauen aus anderen Ländern vernetzt. Unklar bleibt, warum die Autorin nicht genauer auf historische Kontexte eingeht, etwa die Folgen der von geschlechtsspezifischer und rassistischer Gewalt geprägten Diktatur in Brasilien, einer früheren Sklavenhalter- und Siedlergesellschaft mit großen sozialen Ungleichheiten, und deren Auswirkungen auf die Migration von Frauen.

Aus einer ganz anderen Perspektive untersucht die Historikerin *Nompilo Ndlovu*, die über die Gukuruhundi-Massaker während der 1980er Jahre in den westlichen Landesteilen Simbabwe geforscht hat, Erinnerungen an sexualisierte Gewaltverbrechen. Anhand ihrer Interviews mit Zeitzeug\*innen stellt sie verschiedene Erinnerungsansätze vor, die in der Region an einigen Orten erprobt wurden und auf gemeinsames Heilen abzielten. Dabei gelang es ihr, das Vertrauen ihrer Interviewten zu gewinnen, so dass sie ihr traumatisierende persönliche Details anvertrauten.

Zu den Erinnerungsansätzen zählten u.a. Treffen, während derer Frauen und Männer gemeinsam über die erlittene Gewalt sprechen sollten. Diese wurden von einer Nichtregierungsorganisation initiiert, die sich für Versöhnung und psychosoziale Gesundheit auf Gemeindeebene einsetzte. Aufgrund des Konzepts, das keine getrennten Zusammenkünfte von Frauen oder Männern vorsah, schwiegen Vergewaltigte aus Scham über die brutalen Entwürdigungen, die Soldaten einer militärischen Spezialeinheit im Regierungsauftrag ihnen angetan hatten. Auch Emotionen, die nicht den Versöhnungsanliegen der Treffen entsprachen, blieben unausgesprochen. Daher zogen Interviewte gegenüber Ndlovu eine gemischte Bilanz: Einerseits sei erstmals ein Forum geschaffen worden, um überhaupt über die Massaker zu sprechen, andererseits hätten sie aber vieles nicht artikulieren können.

Nach dem Konzept einer anderen, im kirchlichen Kontext tätigen Nichtregierungsorganisation sollten ältere Frauen unter Bezug auf weibliche Rollenstereotype die Verantwortung für die emotionale Unterstützung von Traumatisierten übernehmen. Außerdem wurde von ihnen auch erwartet, Tätern zu verzeihen. Welche Zumutung das war, erfuhr Ndlovu in ihren Interviews, zumal viele der Täter geschlechtskrank waren und ihre Opfer infizierten. Angesichts der mangelhaften Gesundheitsversorgung und der Kontrolle von Militärs über Krankenstationen wagten viele dieser Frauen es nicht, sich behandeln zu lassen – mit dramatischen Folgeschäden für sich und die gewaltsam gezeugten Kinder. Die meisten Interviewten verschwiegen ihren Töchtern und Söhnen solche Details über deren Herkunft, nur einzelne fanden den Mut dazu, sie darüber in Kenntnis zu setzen.

Ndlovu hörte auch, wie wichtig den Interviewten traditionelle religiös-kulturelle Orientierungen waren. Daher öffneten Forensiker\*innen im Auftrag einer lokalen Nichtregierungsorganisation in enger Zusammenarbeit mit lokalen Gemeinden Massengräber; die dort Verscharften wurden anschließend würdevoll und kulturell

angemessen bestattet. Das war wegen der großen Bedeutung der Ahnenverehrung wichtig und unterstützte die Trauerarbeit von Witwen, die ihnen jahrelang verwehrt worden war. Denn die simbabwische Regierung weigerte sich über Jahrzehnte, die Verantwortung für die systematisch angeordneten Gräueltaten zu übernehmen. Sie zwang sogar die Forensiker\*innen, ihre Arbeit einzustellen. Ndlovu erfuhr in ihren Interviews immer wieder von schweren körperlichen Schäden, die auch Jahrzehnte nach den Massakern weiblichen Angehörigen Pfliegelast aufschulterte. Ferner berichteten Betroffene und Angehörige ihr über die psychischen Krankheiten, die männliche Folteropfer erlitten. Dass sie mit diesen Belastungen alleingelassen wurden, nennt Ndlovu ebenfalls als Langzeitproblem der Massaker im Regierungsauftrag.

Der Sammelband zeichnet sich insgesamt durch Multiperspektivität aus. Zu hoffen ist, dass der kritische Blick auf Maßnahmen und Ansätze im Rahmen der Übergangsjustiz Impulse für weitere Forschungen gibt. Geschlechtergerechtigkeit in Postkonfliktgesellschaften und nach Diktaturen zu erreichen, bleibt eine komplizierte Aufgabe. Dafür ist das Aufzeigen und Vergleichen bisheriger Erfahrungen notwendig.

Rita Schäfer

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v43i2.17>

Sumi Madhok: *Vernacular Rights Cultures. The Politics of Origins, Human Rights and Gendered Struggles for Justice*. Cambridge: Cambridge UP, 216 Seiten (<https://doi.org/10.1017/9781108961844>)

Die Autorin unternimmt in diesem theoretisch anspruchsvollen Buch auf der Grundlage von ethnographischer Forschung zu sozialen Kämpfen in Indien und Pakistan eine Dekolonisierung des Konzepts der Menschenrechte, ohne jedoch dabei das Konzept der Rechte oder einen normativen Universalismus aufzugeben. Ihr Fokus dabei ist das Konzept „Haq“, das im Arabischen, Persischen und Urdu „Recht“ bedeutet, aber von subalternen Gruppen auch in gänzlich anderen Sprachen (Punjabi, Rajasthani, Hini, Bhili und Bhillodi) im Kontext politischer Forderungen verwendet wird. Sie stellt dabei die „Zweischneidigkeit“ der Menschenrechte heraus, die einerseits Teil einer Hegemonie des Westens sind und bekanntermaßen selektiv zur Legitimation von Interventionen eingesetzt werden, andererseits aber auch gegenhegemoniale Mobilisierungen ermöglichen.

Sumi Madhok wendet sich gegen eine „Politik des Ursprungs“, in der Menschenrechte ideengeschichtlich dem Westen und speziell den Revolutionen im 17. und 18. Jahrhundert in Großbritannien, den USA und Frankreich zugerechnet werden (36). Diese Politik werde allerdings nicht nur von Verfechter\_innen einer Überlegenheit des Westens praktiziert, sondern auch von ihren kulturellrelativistischen Gegner\_innen, die die universelle Gültigkeit der Menschenrechte unter Verweis auf kulturelle Differenz zurückweisen, aber ihre Zugehörigkeit zum Westen (und damit diese „Politik des Ursprungs“) reproduzieren. Wie wenig ernst der Westen damals diese universellen Rechte nahm, illustriert die Haitianische Revolution 1791, die von Frankreich, Spanien und Großbritannien mit allen militärischen Mitteln bekämpft wurde. Die Perspektive vernakulärer Rechte ermöglicht demgegenüber auch, Kämpfe um Rechte